Waldkinder.

Eine romantische Erzählung aus den Dschungeln Indiens.

(3. Fortsetzung.)

So wurde es Johanna denn schon mit fünf Jahren eingeimpft, daß es ein großes Vorrecht sei, eine Hampton zu sein. Ein Hampton hatte bei Crecy gefochten, ein zweiter war bei der Zusammenkunft zwischen Franz I. und Heinrich VIII. auf dem sogenannten Feld of Gold zugegen gewesen. Stets haben die Hamptons eine hervorragende Stellung eingenommen, sie hatten königliche Prinzen, ja sogar Könige bei sich beherbergt. Aber die Berühmtheitsgeschichte war leider ihr Verderben gewesen in diesem selben Hause hatte ein Hampton viele Morgen Landes beim Kartenspiel und bei Wetten verloren. Die jetzige Hauptlinie der Hamptons von Hampton Place nahm indes noch heute eine hochangesehene Stellung ein und für die Schwestern Mary und Theresia gab es keine höhere Zwiesprache als ihr Familienoberhaupt. Jene Hamptons bewohnten einen alten, historischen Herrschaftssitz und besaßen uralte Gemälde und Erbstücke; auch schickten sie gelegentlich Wildbret und Weihnachtstorten an ihre „verehrten Cousinen", wodurch diese sich hoch beglückt fühlten.

Johanna war beigebracht worden, sich für etwas Besseres zu halten als die Stadtbewohner und es nie zu vergessen, daß ihre Vorfahren die Kreuzzüge mitgemacht hatten zu jener Zeit, da das Städtchen Mudfort noch ein wüster Sumpf war. Die Kleine nahm diese Kunde nur zu gern in sich auf, denn so ist nun einmal die menschliche Natur. Als sich dann im Laufe der Zeit das Alter der beiden Damen mehr und mehr geltend machte, wurde die Stellung der Nichte im Hause einflußreicher. Mit achtzehn Jahren verließ sie als ein wohlerzogenes, mit allerlei Kunstfertigkeiten ausgestattetes und allgemein beliebtes junges Mädchen die Schule. Sie war es, die jetzt den Haushalt führte, die darüber entschied, welche Bücher für die Hausbibliothek angeschafft werden sollten, und die, wo es noth that, Verbesserungen und Neuanschaffungen vornahm.

Allmählich merkte auch die Nachbarschaft etwas vom Dasein einer jungen und sehr hübschen Miß Hampton, die eine hervorragende Tennisspielerin war und die beim großen Ragdball der Saison Aufsehen erregte. Miß Hampton gehörte einer der angesehensten Familien der Grafschaft an, sie hatte ein melodisches Lachen, trug eine französische Toilette, sah außerordentlich fein und vornehm aus. Seit Jahren waren die beiden Schwestern, die vom Gouverneur und dessen Gemahlin, der Herzogin von Lincoln, aufs wärmste zu dieser Nichte beglückwünscht wurden, nicht mehr in solch stolzer, gehobener Stimmung gewesen! Die Kunde von der hübschen Johanna drang auch nach Hampton Place, und gerne lauchten die vornehmen Verwandten dem Lobe ihrer Namensschwester und Cousine, ja sie geruhten sogar, sie unter ihr Szepter zu nehmen. Johanna wurde zu einem dreitägigen Besuche befohlen, und man fand so sehr Gefallen an ihr, daß sie drei Wochen bleiben mußte, aus denen vielleicht sogar drei Monate geworden waren, wenn Miß Theresia, die erkrankt war, sie nicht zurückgerufen hätte.

Die Krankheit nahm allmählich einen schleichenden Charakter an, und fast ein Jahr lang war Johanna sowohl Haushälterin als Pflegerin und schließlich die Trösterin der armen Cousine Mary, die ihrer Schwester schon nach zehn Tagen in die Familiengruft nachfolgte. Nun war Johanna ganz allein, nicht nur in dem großen, alten Hause, sondern auf der weiten Welt. Hundert Pfund im Jahre, ihre kleinen, persönlichen Besitzthümer sowie der berühmte Stammbaum war alles, was die beiden Cousinen zu vererben hatten. Mit diesen hundert Pfund, einigen mottenzerfreßenen Pelzen, muffigen Büchern, schadhaften Spitzen sowie einigen schönen Miniaturen war das junge Mädchen nun gewissermaßen seine eigene Herrin.

In England hatte sie auf der gleichen gesellschaftlichen Stufe mit ihm gestanden; dort war sie den Besten des Landes ebenbürtig, eine Hampton, die Enkelin von Sir Torrens Hampton von Hampton Place — hier aber schien es, als stehe Mr. Trafford, obwohl er nur ein junger Beamter war, himmelhoch über ihr. Es schien nicht nur so, sondern es war thatsächlich der Fall, und zwar wegen ihrer Verwandten: wegen ihres eurasischen Stiefvaters, ihrer dunklen, schlecht erzogenen Schwester und ihrer haltlosen, ungebildeten Mutter, die mit Johannes vornehmen, verwandtschaftlichen Beziehungen in einer Weise prahlte, die der Tochter die Schamröthe ins Gesicht trieb.

In letzter Zeit hatte Trafford ein paarmal bei ihnen vorgesprochen, auch Wildpret und Bücher geschickt. Lilys wegen kam er nicht, denn die beiden harmonierten nicht miteinander. Gresham hatte nämlich einmal zu Lily gesagt, Trafford sei ein „superkluger, silberner, hochmüthiger Fisch", und das war genug für sie, ihn nicht ausstehen zu können. War es möglich, daß Trafford ihretwegen kam? Ach nein, nein; und doch: wenn seine Schwester wirklich zu ihm käme, in Miß Trafford könnte sie wohl eine Freundin finden, eine Alters- und Standesgenossin, ein in England erzogenes, junges Mädchen, das nicht den ganzen Nachmittag schlief, pfundweise ekelhafte Salzbonbons verschlang und mit den eingeborenen Dienstboten in Klatsch schwelgte.....

Während Johanna gedankenverloren nähte und nähte — sie machte eine Bluse für Lily — war das Gewitter immer mehr heraufgezogen. Plötzlich ertönte ein Donnerschlag, der den alten Bungalow in seinen Grundfesten erschütterte, und fast unmittelbar darauf folgte ein blendender Blitzstrahl und ein Regenguß, der brausend über die Felder hinfegte und in Strömen auf das Plateau niederprasselte. Aber über all das Toben der Elemente und über das Klappern von Thüren und Fensterläden hinweg hörte sie die Stimme der Mutter, die in gellenden Tönen „Johanna" rief: „Johanna! Johanna! Johanna!" Es brauchte ja nur das geringste Außergewöhnliche zu geschehen, so hieß es stets: „Johanna! Johanna! Johanna!"

Noch war die Regenzeit nicht zu Ende, und Trafford fand es außerordentlich schwer, zudringliche Kröten und andere Reptilien von seiner Wohnung fern zu halten. Auch wurde er des ermüdenden Einerlei's der Tage und der trostlosen Einsamkeit der Nächte, der tobenden Sturzbäche, der herumkriechenden Nebel und des brausenden, rothen Flusses allmählich überdrüssig. Manchmal senkte sich dann auch noch ein dichter, weißer Dunst auf den Wald und auf Pahari nieder, so daß einen zeitweise das Gefühl überkam, als dringe der Dunst einem bis ins Gehirn. Er arbeitete unablässig, obwohl er sich nicht recht wohl fühlte. Und daß er sich nicht wohl fühlte, war kein Wunder, trank er doch, wenn er im Walde war, von dem schönen, klaren, unfiltrierten Wasser, und im Hause schlief er bei offenen Thüren und Fenstern in einer malariadurchseuchten Atmosphäre, während das Käuzchen schrie, Fledermäuse aus und ein flatterten und schwirrende Nachtschwalben im Chore ihr höhnisches Hu! Hu! Hu! hören ließen.

Der unerfahrene Neuling ahnte nicht, daß er bereits von Indiens neuester Landplage, dem Typhus, ergriffen war. Mit brennenden Händen und einem Kopf wie aus flüssigem Blei streifte er durch die Wälder, bis er eines Abends zusammenbrach. In seiner Todesangst schickte sein Diener Manu sofort einen Kuli mit einem Zettel, auf dem folgendes stand, zu Scruby:

„Ich flehen um Euer Gnaden! Großer Herr!

Trafford Sahib viel krank, bitte, schicken Doktor. Oder bald, bald sterben. Ihr gehorsamer Diener

Manu."

Als der Eingeborene vom Stamme der Gonden, die obige Botschaft im Lendentuch seiner Nationaltracht, durch den Wald rannte, warf sich Trafford, unverständliche Worte murmelnd, auf seinem Lager hin und her, während Henry theilnehmend winselte. Die Nachtschwalben beschrieben in der feuchten, schwülen Dunkelheit immer engere Kreise um das Lager, und lauter und noch triumphierender klang ihr: „Hu! Hu! Hu!"...

Auf den beunruhigenden Hilferuf des Dieners kamen Scruby und der Doktor Hals über Kopf nach Pahari gestürzt. Obwohl beide nun mit aller Macht gegen das Fieber ankämpften, schwebte das Leben des Kranken doch mehrere Tage in großer Gefahr. Ja, das Gerücht — Beaufort hatte es aufgebracht — ging bereits im „Bandi" und auch in Karwassa, daß der neue Forstmeister gestorben sei.

Allein, obgleich dieser thatsächlich dicht an der Grenze des Jenseits gewesen war, so überwand er die Krankheit schließlich doch und konnte in einem Dulie — einer Art Tragsessel — in das Haus des Arztes gebracht werden, der voll Entrüstung erklärte: „Dieses Pahari ist ein Skandal und eine Schmach! Ein elendes Malarianest und keine menschliche Behausung. Es sollte vom Erdboden vertilgt werden!" In dieser Stimmung setzte er sich dann auch sofort nieder und ließ einen entsprechenden Bericht an die „richtige Adresse" abgehen — worauf dann auch Pahari amtlich für unbewohnbar erklärt wurde.

Traffords Habe, seine Pferde, Dienerschaft, Hund und Papagei wurden in ein hübsches Häuschen in Chandi gebracht, er selbst blieb jedoch vorläufig noch unter dem Dache seines gütigen Freundes. Mit seinem kurz geschorenen Haar, den tief in ihren Höhlen liegenden Augen und dem zum Skelett abgemagerten Körper war er indes nur noch ein Schatten dessen, was er früher gewesen war. Obwohl er, wie die meisten wirklich schönen Menschen nicht eitel war, so bedrückte ihn sein Aussehen doch etwas, auch fühlte er sich noch jämmerlich matt und müde, so daß er kaum die Kraft fand, am täglichen Leben theilzunehmen.

Es ist hier nicht der Ort, sich über die sprichwörtlich gewordene Hilfsbereitschaft unter den anglo-indischen Nachbarn zu verbreiten. Als es mit dem Kranken am schlimmsten stand, war Mrs. Kennedy, den zwanzig Meilen weiten Weg durch die Dschungeln in einem unbeschreiblichen Landfuhrwerk nicht schreuend, herbeigeeilt, um den Kranken zu pflegen und auf der Schwelle von Pahari war sie fast mit der ängstlich erregten Mrs. Barter zusammengestoßen, die in derselben Absicht von Chandi hergeritten war.

Auf das Forstpersonal und die Dorfbewohner der Nachbarschaft machte die dem Sahib von seinen Landsleuten erwiesene Theilnahme und Fürsorge einen tiefen Eindruck. — Mrs. Heron war seltsamerweise die Einzige, die sich nicht blicken ließ. Einmal hatte sie zwar eine Flasche Toilettenessig und ein paar französische Romane geschickt, aber selbst als Trafford dann in Chandi beim Doktor war, kümmerte sie sich nicht um ihn. Wie manche ihres Geschlechtes — zum Glück gieht es deren nicht viele — schreckte sie unwillkürlich vor Kranken und vor allem Traurigen zurück. Andere dagegen waren um so ausdauernder in ihrer Aufmerksamkeit. Gar zu viele Besucher ließ der Doktor freilich noch nicht zu seinem Patienten, der hinter grünen Bambusrollen auf der Veranda lag und nur ganz allmählich wieder Interesse für seine Umgebung gewann.

„Um ein Haar, und wir hätten zwei Grabhügel in diesem verwünschten Pestloch Pahari gehabt," versicherte Collins, „und auch jetzt sind wir noch nicht über alle Berge. Maguire mit seiner lauten Stimme habe ich das Haus streng verboten, ebenso Gresham und Heron. Auch den redseligen Gänserich möchte ich zu gern aussperren, aber der würde mir dann das Leben gar zu sauer machen. Dagegen können Mrs. Barter und Mrs. Castellas kommen, so oft sie wollen, vor allem die letztere, denn ihre weiche, eintönige Stimme und ihre langatmigen Erzählungen haben die Wirkung eines Beruhigungsmittels und schläfern den Jungen ein."

Ganz besonders gerne kam Mrs. Castellas. In einer ziemlich vergangenen Toilette, einem rosa Musselinkleid mit blaßblauer Atlastoque, welche viele zerknitterte künstliche Blumen schmückten, saß sie neben dem Kranken, schwelgte in Monologen, machte Thee und Konversation und kam sich ungeheuer wichtig vor. Sie schwatzte unausgesetzt und alles durcheinander, erzählte die uninteressantesten Geschichten von ihren einstigen gesellschaftlichen Erfolgen, wie sie mit den Offiziersfamilien verkehrt und einmal sogar den Gouverneur der Grafschaft bei sich bewirthet habe. Der Patient aber hörte ihren unzusammenhängenden Redeschwall an, wie wenn ihm etwas recht Langweiliges vorgelesen würde; manchmal antwortete er darauf, manchmal auch nicht. Sie erzählte ihm von ihrem ersten Mann, von dessen vornehmer Familie und seinem schönen, großen Hause bei Newark. Er hätte zwar lieber in London gewohnt wegen der Bibliotheken und der Zusammenkünfte mit seinen gelehrten Klubfreunden, aber er sei kränklich gewesen, habe niemals jemand eingeladen, und selbst die Verwandten seien nie gekommen, weil ihnen seine Heirath mit ihr — sie sei eben zu jung gewesen — nicht gepaßt hatte.

„Er starb, als Johanna — es ist ein Familienname — drei Jahre alt war, und nun war ich Wittwe. Alles hat er mir vermacht: Haus, Garten, Einrichtung und fast zwanzigtausend Pfund."

Langsam schlug Trafford die Augen auf und schaute die Erzählerin ungläubig an.

„Jawohl, und nun ist alles futsch! Ach Gott, ich weiß wohl, es ist eine traurige Geschichte! Er sagte in seinem Testamente, ich solle mein Leben recht genießen, und das habe ich auch gethan. Ich wollte so gerne ein bißchen was von der Welt sehen, denn ich war noch nicht einmal in London gewesen, noch nie in einem Theater, und Geld hatte ich überhaupt noch nie in den Händen gehabt. Ich war gerade sechsundzwanzig geworden. So verkaufte ich das Haus und alles — außer dem Silber und den Büchern, was Johanna vermacht worden ist — und nachdem das Trauerjahr vorüber war, ging ich nach London und verlebte dort eine herrliche Zeit ... Ach ja, wie verzaubert kam ich mir vor. Johanna hatte ich auf dem Lande gelassen, denn die Stadtluft ist nicht gut für kleine Kinder; ich selbst ließ mich in einer feinen Pension in Bloomsbury nieder, kaufte mir schöne Kleider, miethete mir ein Coupé für die Nachmittage, speiste in Restaurants und lernte viele nette Leute kennen. Mit einigen davon reiste ich dann auch auf das Festland; ich besah mir die Schweiz, hielt mich in Ostende auf. Und auch verschiedene Heirathsanträge bekam ich, aber ich fürchtete, mein bißchen Geld sei der Lockvogel, und ich hatte überhaupt keine Lust, wieder zu heirathen."

So müde und gleichgültig Trafford auch noch war, dies interessierte ihn nun doch ein wenig. Wie in aller Welt war die reiche Witwe eines Mannes aus guter Familie dazugekommen, diesen Eurasier zu heirathen?

„Schließlich haben Sie es aber dann doch gethan," warf er ein.

„Ja, hören Sie nur, wie alles gekommen ist," begann sie eifrig von neuem. „Ich war also wieder in meiner alten Pension bei Mrs Porson, und als ich eines Abends zum Diner hinunterging — wer kam mir da entgegen? Ein Herr, und was für einer. Er trat zur Seite, um mich vorbeigehen zu lassen; unsere Blicke trafen sich—das genügte! Etwas in mir sagte: Lucy Hampton, wenn Du je wieder heirathest — diesen oder keinen!"

„Mr. Castellas?"

„Ja, mein armer Schatz. Er hat sich seither sehr verändert, ebenso wie ich selbst. Aber damals" — sie wurde immer wärmer bei ihrer Erzählung — „ich sage Ihnen, damals war er der schönste Mann von London! Ich will natürlich nicht behaupten, daß er jedermanns Geschmack war, aber mir gefiel er, und in unserem Kreise wurde er vergöttert — alle Damen waren in ihn verliebt. Er hatte feingeschnittene Züge, eine Haut wie Elfenbein, schöne dunkle Augen und sah aus wie ein Prinz, nein, wie ein König." Hier hielt sie einen Augenblick inne, wahrscheinlich, um sich dieses Bild recht zu vergegenwärtigen.

„Erzählen Sie nur weiter," bat ihr Zuhörer.

Hoch erfreut über diese Aufforderung fuhr sie fort: „Wir saßen einander bei Tisch gegenüber — die Augen sprachen; Sie werden schon wissen, was ich meine — und bald lernten wir dann auch einander kennen. Er studierte Medizin und hatte sich mit einem Freund in der Porsonschen Pension niedergelassen. Es war thatsächlich eine Liebe auf den ersten Blick, und bald verlobten wir uns denn auch. Hamptons waren zwar außer sich, da sie ja aber ohnehin nie etwas von mir hatten wissen wollen, habe ich mir keinen Pfifferling daraus gemacht. Unserem Sachverwalter haben wir die Sorge für Johanna anvertraut, denn selbstverständlich konnte ich sie nicht mitnehmen. Zwei alte Cousinen ihres Vaters versprachen, nach ihr zu sehen.

Da es nicht an Geld fehlte, auch sonst kein Grund zu längerem Zögern vorlag, und ich es kaum erwarten konnte, Indien zu sehen, heiratheten wir. Wir hielten eine großartige Abschiedsfeier in unserer Pension, und denken Sie sich, eines von den Dienstmädchen hat mir meine Diamantbrosche samt Diamantohrringen und ein seidenes Kleid gestohlen, und ich vermißte die Sachen erst, als ich schon in Bombay war! O, wir verlebten eine himmlische Zeit! Otto hatte bald ein Heer von Freunden und Bekannten und ich auch. Das waren unsere guten Tage — ach, und was für gute Tage! Später verfrachte zuerst die Jutespinnerei, dann die Papierfabrik, und so kamen wir immer mehr auf den Hund. Ach, und nun sind wir bei den bösen Tagen angelangt" — schloß sie mit einem tiefen Seufzer.

„Und dann ist Miß Hampton zu Ihnen gekommen?"

„Ja, vor zwei Jahren. Ich kann es jetzt gar nicht mehr begreifen, wie wir ohne sie hatten fertig werden können. Sie ist wirklich ein kluges, tüchtiges Mädchen, ganz wie ihr Vater war. Immer beschäftigt sie sich mit irgend etwas, mit Nähen oder Malen oder in der Wirthschaft. Mein Lilychen dagegen ist gerade so träge wie ich! Hahaha! Johanna hängt übrigens sehr an uns allen und ist hier ganz zufrieden, obwohl sie früher sieben Dienstboten und eine Equipage hatte und ihre Kleider in London machen ließ. Und wenn man es ihr auch nicht ansieht, so ist sie doch ein stolzes, kleines Ding, das sehr gut die vornehme Dame spielen kann. Mr. Hamptons Mutter war nämlich eine Französin, die Tochter eines Marquis, oder wie man sagt; jedenfalls waren es sehr feine Leute, bis sie dann geköpft wurden, und auch Johanna würde sich lieber köpfen lassen, als sich zu gewissen Dingen verstehen."

Der stets zuvorkommende Scruby hatte Traffords Görtchen anlegen lassen, wo schon jetzt Luzerne, Zinnias, Balsaminen und Salat üppig sproßten. Das Haus enthielt ein großes Wohn- und zwei Schlafzimmer sowie ein kleines Extragelaß, das als Speisekammer, die sogenannte „Dufta", verwendet werden konnte. Hier fühlte der neue Insasse sich nun wirklich wohl.

Sobald er sich wieder erholt und die Arbeit von neuem aufgenommen hatte, wurde auch Mrs. Heron wieder seine liebe, schwesterliche Freundin, die ihn fortgesetzt aufforderte, zum Abendessen zu kommen, ein neues Lied mit ihr einzuüben und Bridge zu spielen. Zu letzterem kamen dann auch noch Gresham und Maguire. Mrs. Heron und Gresham waren gewöhnlich Partner, und bei der Abrechnung, die unter viel Scherzen und Streiten vor sich ging, stellte es sich meist heraus, daß Trafford verloren hatte. Als er aber einmal an einem einzigen Abend hundert Rupien bezahlen mußte, beschloß er, nicht mit oder vielmehr gegen Mrs. Heron zu spielen, denn sie spielte ihm zu gut und mit zu viel Glück.

Trotzdem ergötzte er sich täglich am Verkehr mit der schönen, liebenswürdigen Frau, die entzückende Theekleider und aparte Schmuckstücke trug und von der ein bestrickender Zauber

Zur gefälligen Notiz

Ich habe mich entschlossen, in meinem General-Laden-Geschäft das Barsystem einzuführen, und am und nach dem **10. März** wird somit das Geschäft streng nach dem Barbezahlungssystem geführt werden.

Ich glaube, daß dies die richtige Geschäftsmethode ist, weil sie es dem Geschäftsmann ermöglicht, seine Waren an seine Kunden zu den allerniedrigsten Preisen zu verkaufen. Er kann auf diese Art affordieren, zu einem ganz geringen Profit zu verkaufen, und dadurch seiner Kundschaft Geld sparen.

Monatliche Kontos werden gerade so wie bar angesehen werden.

Ich weiß die hochherzige Patronage des Publikums in der Vergangenheit zu schätzen, und hoffe, daß wir unter dem neuen Barbezahlungssystem fortfahren werden mit Ihnen Geschäfte zu tun, und ich bin der festen Ansicht, daß ich jetzt für Sie Geld sparen und Ihnen eine noch bessere Bedienung wie ehedem geben kann.

Achtungsvoll

J. J. STIEGLER

HUMBOLDT, SASK.

Schwinghamer Lumber Co., Engelfeld, Saskatchewan.

Händler in allen Sorten Baumaterial.

10 Prozent Rabatt für bar. Unser Motto: Qualität echt; Preise recht. Wir kaufen Schweine, Vieh, Cordholz, Häute und Felle. — Wir versichern Euer Gebäude oder leihen Euch Geld. — Wir sind Agenten für die berühmten De Laval Rahm Separatoren und für die Rumely Engines und Dreschmaschinen. Kommt und besucht uns!

Gebetbücher.

Die Office des St. Peters Boten erhielt kürzlich eine riesige Sendung von deutschen Gebetbüchern, so daß sie jetzt

den größten Vorrat in ganz Canada

hat. Sie ist daher in Stand gesetzt jedermann zu befriedigen mit einer schönen Auswahl von deutschen Gebetbüchern für Alt und Jung, für Groß und Klein, in Wholesale und Retail zu sehr mäßigen Preisen. Die unten angegebenen Preise sind retail, und werden die Gebetbücher gegen Einsendung des Betrages in baar, frei der Post versandt.

Wiederverkäufer erhalten bedeutenden Rabatt.

Preisliste

Des Kindes Gebet. Gebetbuch für Schulkinder. Weißer Einband mit Goldpressung. 220 Seiten. 15c

Alles für Jesus. Gebetbuch für alle Stände. 320 Seiten.
No. 5. — Gepreßter Leinwandband mit Rotschnitt . . . 30c
No. 13. — Imitation Leder. Goldpressung. Feingoldschnitt. 45c
No. 44. — Starkes biegsames Kalbsleder, Goldpressung, Rotgoldsch. 90c
No. 18. — Feinstes Leder, wattiert, Gold- u. Farbenpressung Rotgoldschnitt $1.50
No. 88. — Celluloid-Einband, Goldpressung und Schloß. $1.25

Führer zu Gott. Gebetbuch für alle Stände. 361 Seiten.
No. 355. — Feiner wattierter Lederband, Gold- u. Blindpressung, Rotgoldschnitt $1.00
No. 27. — Feinster wattierter Ledelband, Gold- u. Blindpressung Rotgoldschnitt $1.30

Der Geheiligte Tag. Gebetbuch für alle Stände. 320 Seiten.
No. 5. — Gepreßter Leinwandband mit Rotschnitt 30c
No. 130. — Feiner Lederband, Blindpressung, Rotgoldschnitt . 80c
No. 121. — Starker Lederband, wattiert, Blind- u. Goldpressung, Rotgoldschnitt $1.00
No. 200. — Feiner Lederband, wattiert, Gold- u. Farbenpressung, Rotgoldschnitt $1.50
No. 655. — Feinster wattierter Lederband, Gold- u. Farbenpressung, feines Perlmutter-Kruzifix auf der Innenseite, Feingoldschnitt und Schloß $2.00
No. 755. — Feinster wattierter Lederband, eingelegte Gold- u. Perlmutterarbeit, Feingoldschnitt und Schloß $2.00
No. 86 Celluloideinb. mit eingelegtem Silber, Feingoldschn., Schloß $1.00

Himmelsblüten. Gebetbuch für alle Stände. 288 Seiten.
No. 114. — Starker wattierter Lederband, Gold- u. Blindpressung Rotgoldschnitt $1.00
No. 139 — Lederband mit reicher Blind- u. Goldpressung, Rotgoldschnitt $1.00
No. 99. Seehundlederband, wattiert, Perlmutterkruzifix auf der Innenseite, Feingoldschnitt, Schloß $1.60
No. 293 — Extra feiner Lederband mit reicher Pressung, Kruzifix auf der Innenseite, Feingoldschnitt, Schloß $2.00

Himmelsblüten. Westentaschenausgabe für Männer und Jünglinge auf feinem Papier, 224 Seiten.
No. 2. — Leinwand, Gold- u. Blindpressung, Rundecken, Rotschnitt 30c
No. 25. — Im. Leder " " Farbenpressung Feingoldschnitt 50c
No. 1108. — Leder, wattiert, reiche Blindpressung, Rotgoldschnitt 90c
No. 1112. — Feines Leder, wattiert, Gold- u. Silberpressung, Rotgoldschnitt $1.20

Der Geheiligte Tag. No. 96. — Größere Ausgabe. 448 Seiten. Celluloideinband, Gold- u. Farbenpressung, Feingoldsch. Schloß $1.50

Mein Kommuniongeschenk, Wegweiser und Gebetbuch für die heranwachsende Jugend. 480 Seiten. Farbentitel und farbiges Titelbild. Feinstes Papier mit rotgerändertem Text.
No. C. — Leinwandband mit Gold- u. Blindpressung. Rotschnitt 35
No. 1. — Solider Lederband mit Blindpressung. Rotschnitt 55

Vade Mecum. Westentaschengebetbuch für Männer und Jünglinge, feines Papier, 246 Seiten.
No. 2 k. — Leinwand, Goldpressung, Rundecken, Feingoldschnitt 30c
No. 289. — Feinstes Leder, reiche Gold- u. Blindpressung, Rundecken, Rotgoldschnitt $1.10

Vater ich Rufe Dich. Gebetbuch mit großem Druck. 416 Seiten.
No. 97. Lederband, biegsam, Goldpressung, Feingoldschnitt . . 80c

Alle unsere Gebetbücher enthalten mehrere Meßandachten, Beichtandacht mit ausführlichem Beichtspiegel, Kommunionandacht und überhaupt alle gebräuchlichen Andachten.

Man richte alle Bestellungen an

St. Peters Bote,

Münster . Saskatchewan.